

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1964, HEFT 9

---

ANTON ERNSTBERGER

Der Augsburger Zeitungsschreiber  
Johann Jakob Schatz  
in Diensten des polnischen Adels  
(1769-1785)

Vorgetragen am 8. Mai 1964

MÜNCHEN 1964

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen  
Printed in Germany

## VORBEMERKUNG

Die Benützung des hier erstmals der Forschung zugänglich gemachten Memoirenwerkes von Johann Jakob Schatz, das nicht nur für die deutsche und die polnische Welt des 18. Jahrhunderts, sondern darüber hinaus für die europäische als typisch erscheint, verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Karl Enz in Rothenburg ob der Tauber. Er und seine Nichte, Fräulein Elisabeth Meißner, die an der Universität Erlangen meine Hörerin war, haben mir die Erinnerungen ihres Vorfahren Johann Jakob Schatz ohne Einschränkung zur Verfügung gestellt. Für dieses große Entgegenkommen bin ich ihnen tief verpflichtet.

Ebenso habe ich Herrn Dr. H. F. Deininger, Direktor des Augsburger Stadtarchivs, und Herrn Dr. P. Geißler, Direktor der Augsburger Staats- und Stadtbibliothek, für ihre wertvollen Auskünfte und wichtigen Hinweise zu danken.

Ein Porträt von Schatz hat sich leider nicht auffinden lassen. Von seiner französisch geschriebenen Zeitung „*Courier d'Ausbourg*“ blieben nur geringe Reste erhalten. Sie sind in der Augsburger Staats- und Stadtbibliothek aufbewahrt. Auch die Suche nach den von Schatz verfaßten, angeblich 24 Nummern zählenden Büchern, hatte wenig Erfolg. Es kam bisher nur ein einziges Bändchen zum Vorschein.

Das ausführliche, gründlich gearbeitete Werk des polnischen Historikers Wladyslaw Konopczynski, *Konfederacja Barska*, Band I, Warschau 1936, Band II, Warschau 1938, erwähnt den Namen Johann Jakob Schatz nur kurz (Band II, S. 322, 514 ff). Das konnte nicht anders sein. Die Memoiren von Schatz waren bis jetzt unbekannt.

Als Johann Jakob Schatz seine Memoiren schrieb, – das war 1796 –, zählte er siebenzig Jahre. Er hatte ein reiches und buntes Leben hinter sich. Was ihm daran das Reichste und Bunteste schien und woran er nicht ohne Stolz zurückdachte, war seine Bekanntschaft und seine Zusammenarbeit mit dem polnischen Hochadel in der Zeit der Konföderation von Bar bis weit über die erste Polenteilung hinaus, gut ein halbes Menschenalter lang. Die Konföderierten, durchwegs Gegner Rußlands, suchten Hilfe und nahmen sie, wo sie zu finden war. Schatz kam ihnen da mit dem, was er zu bieten hatte, sehr gelegen.

Damals spielte er für die Person so manches polnischen Magnaten und damit für ganz Polen keine unbedeutende Rolle. Er hielt sich nicht nur selbst für wichtig, sondern wurde auch von andern für wichtig gehalten. Wenn je, so rückte er jetzt seinem Lebensideal, das ihm immer wieder lockend vor Augen trat, greifbar nahe. Er hatte etwas Hohes, etwas Großes werden wollen, am liebsten, wie er sagte, „ein Staatsmann“.

Daß er es nicht ganz wurde, daran gab er zum Teil bitteren Schicksalsschlägen, zum Teil sich selbst die Schuld. Welcher Teil der größere war, der ihm auferlegte unverschuldete oder der von ihm bewußten Sinnes verschuldete, darüber schwankte sein Urteil. Oft neigte er dazu, sich selber mehr zu belasten als zu entlasten, sich härtere Vorwürfe zu machen, als dies andere taten. Er hätte eben bald da, bald dort falsch gehandelt, hätte bei so manchen weittragenden Entscheidungen versagt, hätte sein Glück oder sein Unglück nicht erkannt, wäre auf seinem Wege zum angestrebten Ziel nicht sicher, nicht schnell, nicht geradlinig genug vorangegangen. Wie immer, er hätte nicht das erreicht oder doch nicht ganz erreicht, was er hatte erreichen wollen und leicht hätte erreichen können. Auch in der Polensache hätte er einiges verfehlt.

Darum klagte er sich an, freilich erst, als er bei der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen vor sich selbst Rechenschaft über sein Tun und Lassen ablegte, nicht früher. Das Gewissen, das ihn drückte, war das des Alters, nicht das der Jugend. Diese war von Selbstvorwürfen noch völlig unbeschwert.

Früh verlor er die Mutter. Als sie starb (1730), war er, am 24. Mai 1726 geboren, erst vier Jahre alt. Nach weiteren vier Jahren (1734) machte ihn, den Halbweisen, der Tod des Vaters zum Ganzweisen und entzog ihm die bisher gesicherte Lebensgrundlage. Er geriet zum erstenmal jäh aus der Bahn.

Der Vater, Johann Jakob Schatz, ein angesehener Wechselherr zu Straßburg, Mitglied des Großen Rates der Stadt und Aufseher des Königlich-Französischen Münzwesens, hatte sich mit seinen Geldgeschäften verspekuliert und war in der Enttäuschung darüber zusammengebrochen. Die Gläubiger verschonten weder den hinterlassenen kleinen Vermögensrest noch die mutter- und vaterlosen drei Kinder. Den achtjährigen Johann Jakob, gleichen Namens wie der Vater, traf es am schwersten, schwerer als die beiden Schwestern, die ältere Dorothea und die jüngere Margaretha Cleophe. Er konnte zwar die Lateinschule, in die er schon zu Lebzeiten des Vaters aufgenommen worden war, noch einige Zeit weiterbesuchen, doch mit der Rolle eines reichen Patriziersohnes, die er seinen Lehrern und Mitschülern gegenüber zu spielen begonnen hatte, war es vorbei. Er sank auf die Stufe eines zur Seite geschobenen, kaum mehr beachteten Armleutekindes herab.

Wohl nahm sich der Großvater mütterlicherseits, der Straßburger Handelsmann Johann Jakob Saur, seines Enkels an und bemühte sich, den aufgeweckten, schwer zu lenkenden Knaben fest in den Zügel zu nehmen. Doch mißlang das dem alten, nur zu nachgiebigen, weichherzigen Mann völlig. Nach zwei Jahren sah er die Unmöglichkeit seiner Absicht ein und brachte den zehnjährigen Unband zu dem Schulmeister Philipp Rühl in Kost und Lehre, der schon mit anderen lebhaften und überlebhaften, seiner Zucht anvertrauten Zöglingen fertig geworden war. Er hoffte, es mit dem jungen Schatz ebenfalls zu werden. Wenigstens versuchte er es mit allen Mitteln.

Äußerlich gelang es auch, doch nur äußerlich. Wie sehr sich aber das ganze Innere des Heranwachsenden gegen die hart zupackende und noch härter zuschlagende Faust „dieses Wüterichs“, dem er volle fünf Jahre lang ausgeliefert blieb, auflehnte und empörte, trug er noch als Siebzigjähriger tief eingebrannt und schmerzhaft nachwirkend in der Erinnerung. Was er damals

erfuhr, war so, „daß auch keine Vergessenheit solches bis in das entfernteste Alter aus meinem Gedächtnis auslöschen wird“.

Als sich für den Fünfzehnjährigen das Tor zur Freiheit öffnete, stürmte er los. Der Gedanke, an der Straßburger Akademie evangelische Theologie zu studieren und dem Beispiel seines Schwagers Friedrich Breu, des Mannes seiner älteren Schwester Dorothea, zu folgen und Pfarrer zu werden, wurde bald aufgegeben. Der Plan scheiterte nicht allein daran, daß die Hoffnung, in das Straßburger Wilhelmstift eintreten zu können und hier einen Stipendiatenplatz zu erhalten, fehlschlug, wenn auch Neid und Quertreibereien mithereingespielt haben mochten. Mehr kam es darauf an, daß kein rechter Wille und kein zielstrebigere Ernst hinter diesem Beginnen stand. Auch die Absicht, sich ausschließlich den klassischen Sprachen zu widmen, verflüchtigte rasch.

Es hatte überhaupt den Anschein, als wollte sich der bald hierhin bald dorthin vorfühlende Student, dieser Nochnichtstudent, den Weg zu jedem Studium verbauen. Er verkaufte seine Bücher und begab sich mit dem Erlös, ohne jemanden seiner Verwandten um Rat zu fragen oder auch nur in Kenntnis zu setzen, auf eine Reise in die Schweiz. Zwei Wochen strolchte er kreuz und quer durch das Land, kam bis nach Luzern und kehrte erst um, als das Geld in der Tasche zur Neige ging. Nun wandte er sich wieder nach Straßburg. Er tat es zwar ungerne, doch blieb ihm vorläufig nichts anderes übrig. Er brauchte Mittel, um leben zu können, und brauchte sie sofort.

In der Lehrlingsstelle bei dem Notar Elinger hielt er nur vierzehn Tage aus. Auf sechzehn Monate brachte er es schon bei einem anderen Notar, Daniel Langer. Dann aber brach der Sturm und Drang bei ihm mit jäher Gewalt durch und trieb ihn auf die Bahn des Abenteuers. Er wurde, noch nicht volle achtzehn Jahre alt, Soldat.

Nun begann ein ständig sich wandelndes, ein oft wirres Auf und Ab und Hin und Her von rasch aufeinanderfolgenden Diensten, wechselnd von Staat zu Staat, von Truppe zu Truppe, von Charge zu Charge: erst Musketier bei einem französischen Regiment, mit dem er nach flüchtiger Ausbildung im Österreichischen Erbfolgekrieg am Rhein und an der Donau zu Felde lag; dann, hier wieder losgekauft, nach kurzem Straßburger Zwi-

schenspiel, im Kanton Wallis für ein spanisches Regiment als Wachtmeister angeworben; bald nach Lyon entflohen; zum zweitenmal in einem anderen spanischen Regiment für einige Zeit untergetaucht; zwischendurch in einem Schloß bei Vevey am Genfer See Kammerdiener bei dem französischen Grafen Duwan; davongejagt, in Lausanne für einen holländischen, gleich darauf in Freiburg für einen französischen Werber verpflichtet; nach Oudenarde in Flandern gebracht und hier bei den Belagerungen von Brüssel und Mons als Musterschreiber tätig; im Lager zu Ehingen an der Donau ein Schlemmerleben führend, bald als Oberschreiber eines Kriegskommissarius, bald als Rekrutenauditor verwendet; in einem Abstecher bis Straßburg gekommen, begab er sich über Basel, das Walliser Land, den großen Sankt Bernhard nach Turin, von dort nach Savona, wo er als Furier in die Dienste von Sardinien-Piemont trat; dauernd zur Desertion entschlossen und sie auch einigemal versuchend, mußte er hier doch ein volles Jahr bleiben, davon einige Wochen im Arrest zubringen, bis es ihm, vorübergehend über San Remo nach Genua entwischt, endlich gelang, der über ihn verhängten Haft beim Obergericht zu Turin entledigt, mit einem Freispruch im Namen des Königs Karl Emanuel aus allen seinen Verpflichtungen gelöst und nach seiner elsässischen Heimat entlassen zu werden.

Es waren fünf Jahre, die er so zubrachte. Das Urteil, das er in der moralisierenden Rückschau als alter Mann über sich und diese tolle Zeit fällte, klang nicht anerkennend. Doch verurteilte er sich auch nicht ganz oder er hätte sich schuldig bekennen müssen, daß er einmal jung war. So begnügte er sich zu sagen: „Ich war gleich einem jungen, zügellosen Gaul“, oder: „Ich sah damals bloß in einem freien und unabhängigen Leben meine ganze Glückseligkeit“, oder er verglich sich mit einem herumziehenden Landsknecht, „der Brot und Dienste suchte“.

Der Übergang von dieser Ungebundenheit des Lebens zu „einem bürgerlichen Stand und Gewerbe“ fiel nicht leicht. Es schien, als kämpfte er mit den Schatten der eigenen Vergangenheit, die ihn nicht loslassen wollten.

Ein Jahr lang quälte er sich als Gehilfe des Stadtschreibers Weimer in Brumat, nahe Straßburg, mit der Kunst des Schönschreibens und dem Wissen um eine ordentliche Aktenführung

herum. Dann machte er sich „aus bloßem Übermut“, wie er eingestand, plötzlich auf und davon, trat ebenso plötzlich in die Dienste des Oberamtmanns der fürstlichen Residenzstadt Buchsweiler ein, gab aber auch diese Stelle, wieder ohne sichtlichen Grund, schon nach zwei Monaten auf und ging nach Hagenau, wo ihn der Gerichtsschreiber Georg Barth für die Dauer festzuhalten suchte. Ob es diesem oder mehr seiner Schwester Anna Elisabeth gelang, er ließ sich halten, blieb, erwarb das Bürgerrecht, wurde Gerichtsanwalt und heiratete, vierundzwanzig Jahre alt, die um zehn Jahre ältere Jungfer Barth (17. Februar 1751).

Ob die Hoffnung auf eine große Erbschaft, die seine Frau nach dem Tode ihres alten Vaters, eines ehemaligen Hagenauer Ratsdieners, machen sollte, sich nicht erfüllte oder ob noch andere große Enttäuschungen dazukamen, der junge Ehemann Schatz sah sich bald in seinem erträumten Glück betrogen, wie „aus blinder Wahnsucht“ zum Sehen erwacht und hatte das Gefühl, daß seine ihm fürs Leben angetraute Frau kaum etwas anderes wäre als „eine übel eingekaufte War“, die dem mit ihr hereingefallenen Käufer „allzeit seine Torheit vorrücke“. Wie sollte sich auf einem so brüchigen Fundament der Bau einer für die Dauer gesicherten Ehe gründen lassen? Das war unmöglich.

Es dauerte auch nicht lange, und Schatz ließ offen merken, daß er weder in seinem Beruf noch in seiner Familie Befriedigung fand. Eine Anfang 1752 geborene Tochter Cleophe vermochte die Entfremdung zwischen den beiden Gatten nicht aufzuhalten. Das Kind starb auch schon wenige Tage nach der Geburt. Ihm folgte von der gleichen Mutter keines mehr.

Um zu der halb leerlaufenden Mühle seiner Gerichtsschreiberei wenigstens noch etwas hinzuzugewinnen, begann der nicht Vollbeschäftigte, sich an verschiedenen Handelsunternehmungen zu beteiligen, erst an einer solchen mit Wein, dann mit Getreide, schließlich mit Vieh. Nichts davon brachte einen aufmunternden Erfolg. Den Viehhandel, der völlig daneben geriet, nannte er, sich selbst damit verspottend, „eine der prächtigsten Torheiten“, die er je begangen hätte.

Auch eine Ziegelfabrik und ein Kalkofen, die er mit stolzen Erwartungen übernahm, erwiesen sich bald als Fehlgeschäfte. Höchstens diesen Vorteil boten sie ihm, daß er sein öfteres und

längeres Fernbleiben von daheim mit anscheinend glaubhaften Gründen erklären konnte. Ruhelos, wie er war, blieb er.

Endlich machte er sich wieder frei und begann mit der Durchführung eines Planes, den er im geheimen schon lange bei sich trug. Seine Frau widersprach nicht mehr.

Er gab den Hagenauer Schreiberposten auf, reiste, vorläufig allein, Ende Oktober 1755 über Straßburg ins Deutsche Reich und wollte hier irgendwo ein Unterkommen in Adelsdiensten suchen. Am liebsten wäre ihm eine Stelle als Sekretär oder als Haushofmeister gewesen. Hätte er hier einmal Fuß gefaßt, an einem Freiherrensitz, auf einem Grafenschloß oder an einer Fürstenresidenz, er würde durch die Kenntniss der drei Sprachen Deutsch, Französisch und Italienisch, die er sich in der Zeit seiner Lehr- und Wanderjahre als Soldat in Wort und Schrift vollendet angeeignet hatte, schon weiterkommen, würde seinen Aufstieg von einem kleinen an einen mittleren, von da an einen größeren und zuletzt an einen großen Hof suchen und mit Geschick und Glück wohl auch finden. Die Welt der deutschen Vielstaaterei würde in ihrer bunten Reichhaltigkeit auch noch für ihn, wie schon für so viele vor und neben ihm, einen passenden, sicheren und guten Platz zu bieten haben. Das wünschte, hoffte und glaubte er und traute er sich auch zu.

Wohl erreichte er dieses Ziel, wie er es sich dachte, nicht, aber nach dieser Richtung hin öffnete sich ein Weg. Er ging ihn.

Als beim Herzog von Württemberg in Stuttgart weder die persönliche Vorstellung noch eine schriftliche Eingabe weiterhalfen, als auch die Anfrage bei Josef Graf Fugger von Wellenburg auf Schloß Welden ohne Ergebnis blieb, machte sich der Stellensucher nach Augsburg auf. Ein im Postwagen mitreisender Goldarbeitergeselle hatte ihn dorthin verwiesen und empfahl ihn auch bei seinem Meister, dem Juwelier Christian Ehrenfeld, der wieder beim Magistrat der Stadt ein gutes Wort für ihn und seinen rasch gestellten Antrag einlegte, nämlich in Augsburg französischen Sprachunterricht zu erteilen. Etwas mußte er unternehmen, und zwar ohne viel Zögern, denn er hatte nur mehr vierzehn Kreuzer in der Tasche, als er am 18. Dezember 1755 in der vornehmen Reichsstadt am Lech eintraf.

Diese Zahl, diese vierzehn Kreuzer, vergaß er nie. Damit fing er ein neues Leben an, als französischer Sprachlehrer in Augsburg.

Seine Frau folgte bald nach. Also sollte, wollte er hier bleiben ?

Wenige Monate später begann der Siebenjährige Krieg. Diesmal kam der Erlebnishungrige dem großen Geschehen der Zeit schon näher, viel näher als vor zwölf Jahren, da er als junger, neu-geworbener Soldat in die kriegerischen Auseinandersetzungen der politischen Mächte gerade nur hineingetappt, hineingestolpert war. Jetzt geriet er so weit an das Getriebe der mahlenden Räder heran, daß er fast schon Hand anlegen konnte. So wenig es war und so kurz es währte, es war der Beginn eines Neuen, eines nach seinem Sinn Großen und Großartigen. Hier eingeschaltet zu werden und mittun zu dürfen, gab ihm starken Auftrieb.

Ein in Augsburg lebender, für Frankreich tätiger politischer Agent, seiner Herkunft nach ein Edelmann, der sich aber, um nicht aufzufallen, schlicht „Hofmann“ nannte, hatte sich, da er halb fingerlahm geworden war und nur noch schwer schreiben konnte, der Dienste des erst wenig bekannten französischen Sprachlehrers versichert und ihn dafür gewonnen, die an den Hof von Versailles, insbesondere an den Kriegs- und Staatsminister René Louis Marquis de Paulmy einzuschickenden Agentenberichte über den französisch-preußischen Krieg nach Diktat niederzuschreiben. Daß der Elsässer, der in Straßburg Geborene als solcher Franzose war, sprach doppelt für ihn. So gewann Schatz Einblick in die Welt der Politik, genau so weit und so tief wie der Agent Hofmann selbst. Er erfuhr aber auch, wie lohnend sich eine solche Aufgabe bezahlt machte. Je eindringlicher und wichtiger die Berichte lauteten, die über den Preußenkönig, seine mutmaßlichen militärischen Pläne und politischen Absichten vorgelegt wurden, um so reichlicher flossen die Gegengaben dafür, Gelder aus der zu Anfang des Krieges noch wohlgefüllten französischen Staatskasse.

Die Versuchung, sich hier einzuschalten, viel Unbekanntes zu erfahren, sich anderen überlegen zu fühlen und natürlich auch einiges von den nicht geringen, stetig fließenden Beträgen in die eigene Tasche zu leiten, war groß. Schatz erlag ihr.

Er bot in einem Brief, für den er die zur Verfügung stehende Chiffre benützte, dem Minister Paulmy an, ihm Nachrichten und Mitteilungen zukommen lassen zu können, wie sie Hofmann zu geben gar nicht imstande wäre. Übrigens müsse er sagen, daß die Agentenberichte Hofmanns manchmal Ungenauigkeiten, ja grobe Unrichtigkeiten enthielten, weil sie meist erst knapp vor Abgang der Post fertig gemacht, also nicht sorgfältig genug verfaßt würden. Wenn er das Recht erhielte, „durch selbsteigene Mitteilung wichtiger Nachrichten“ seine Ergebenheit gegenüber dem Minister und dem französischen Thron unter Beweis stellen zu dürfen, täte er es.

Er erhielt dieses Recht. So wurde auch er, ohne Wissen Hofmanns, also hinter dessen Rücken, politischer Agent für Frankreich. Minister Paulmy bestellte ihn durch ein eigenes, persönliches Schreiben dazu.

Dieses Schreiben mit der Unterschrift des Ministers erschien dem Ehrgeizigen wie ein erstes, hohes Gnadengeschenk, wie der Ritterschlag von der Hand des Königs selbst. Ein französischer Kriegs- und Staatsminister hatte ihn ausgezeichnet, „ein Mann, der das Staatsruder der Geschäfte eines ganzen Königreichs führte“. Immer wieder stellte er die Frage und spiegelte sich in ihr: „Und wer hätte wohl auf dieses verbindliche Schreiben nicht stolz werden sollen?“ Er wurde es.

Doch blieb es nicht lange so. Paulmy teilte seinem Freunde Marschall Charles Fouquet de Belle-Isle gesprächsweise mit, daß er in dem Augsburger französischen Sprachlehrer Schatz einen neuen politischen Agenten gefunden habe, einen besseren und zuverlässigeren, als dies Hofmann wäre. Nun aber hatte Hofmann schon seit der Zeit des Österreichischen Erbfolgekrieges den Marschall mit Nachrichten versorgt, und dieser war damit immer zufrieden gewesen. Er dachte auch jetzt nicht daran, den Älteren zu Gunsten des Jüngeren fallen zu lassen. Im Gegenteil, er setzte den noch völlig Ahnungslosen sofort davon in Kenntnis, welchen gefährlichen Konkurrenten er an seiner Seite hätte, und warnte auch Paulmy vor den schmeichlerischen Angeboten des neuen Berichterstatters. Hofmann ging hoch, wies seinem doppelzüngigen Mitarbeiter die Tür und drohte ihm mit Gericht, ja mit Totschlag. Paulmy widerrief die für Schatz schon ausgesprochene

Amtsbestellung samt den zugesagten Entlohnungen und brach die mit ihm angelaufene Korrespondenz ab. Dieser war wieder einmal gescheitert.

Wenn er auch jetzt, wie er resignierend sagte, „das Handwerk der vorhin getriebenen Sprachlehre von neuem hervorsuchen“ mußte, er gab die Hoffnung nicht auf, das schon einmal Erreichte wieder zu erreichen, vielleicht irgendwo und irgendwie anders. Er hatte die Luft der politischen Welt zwar nur kurz, aber doch zu atmen bekommen und wollte es so bald als möglich wieder. Er mußte nur warten und sich bereithalten. Was er gewesen war und was er gehabt hatte, konnte ihm niemand nehmen. „Ich legte daher meine Feder nieder und begnügte mich mit der Ehre, daß ich mich rühmen durfte, mit dem ersten Staatsminister eines der größten europäischen Höfe eine Zeit von etwa sechs Monat lang in Briefwechsel gestanden zu sein“.

Sein äußeres Leben blieb weiterhin in steter Spannung und Bewegung. Die Ehe mit Anna Elisabeth Barth löste sich auf. Die Frau kehrte tief enttäuscht in ihre Heimatstadt Hagenau zurück (1758), stimmte aber der endgültigen Trennung erst nach Jahren zu (1769), wohl deswegen, um die Wiederverheiratung ihres Mannes mit seiner Geliebten, der jungen, sehr anziehenden Maria Salome Wolinski, mit der er schon zusammenlebte und die ihm drei Kinder gebar (Sophie Charlotte 1758, Maria Henriette 1761 und Emanuel Jakob 1763), so lange als möglich zu verhindern. Als er dieses Ziel auf dem Umwege einer bei der preußischen Armee vollzogenen Kriegstrauung erreicht zu haben glaubte (1762), wurde die Ehe mit der Wolinski nach Augsburger Recht für ungültig erklärt, und nur die Kinder erhielten die eheliche Anerkennung (1763).

Später folgte noch eine dritte und eine vierte Ehe, die dritte mit der Witwe Anna Eva Apolt, einer geborenen Glaser aus Erlangen (1769), die vierte mit der Witwe Jäger (1789). Glückliche waren auch diese nicht. Doch verdankte der Bräutigam der dritten seine Stelle als Notar in Augsburg, denn die Frau wollte ihren Mann und damit auch sich in einem gesicherten und vornehmeren Berufsstande wissen als in dem eines bloßen Sprachlehrers. Er sollte eben auch Notar werden und wurde es.

Der Nebenberuf eines Bücherschreibers, den Schatz schon seit dem Februar 1759 auszuüben begonnen hatte, schien der Frau wohl zu gering und unbedeutend. Er selbst aber schätzte gerade diese Tätigkeit hoch ein, nicht nur aus dem Grunde, weil sie ein ganz schönes Stück Geld einbrachte, sondern weil er sich dadurch auch in die dauernde Umgangsstimmung mit Menschen besserer Bildung und höherer Lebensart versetzt fühlte. Er, der geborene Patriziersohn, wollte eben nicht in eine untere Schicht der Gesellschaft absinken oder auch nur auf der immer gleichen Stufe stehen bleiben, sondern er strebte nach vorwärts, nach oben, suchte Anerkennung, Erfolg, Aufstieg. Er lebte mit den Gestalten, die er schilderte, im Geist und in der Phantasie wenigstens gleich auf gleich.

Nicht weniger als 24 Bücher sollen es gewesen sein, darunter einige mehrbändige, die Schatz geschrieben und veröffentlicht haben wollte. Außer einem kürzeren deutsch-französisch-italienischen und einem großen deutsch-französischen Wörterbuch, das 500 Kapitel umfaßte und daran er sechs Jahre lang gearbeitet hatte, außer einer neuen französischen Sprachlehre, einer Sammlung Auserlesener deutsch-französisch-italienischer Handelsbriefe, einer Sammlung Auserlesener Moralischer Geschichten in italienischer Sprache, einer Übersetzung der Wunderbaren Geschichte des Cafardo aus dem Italienischen ins Deutsche, einer Übersetzung der Sinnreichen Briefe des Herrn Carracioli aus dem Französischen ins Deutsche, gab er auch „eigenverfertigte Werke“ heraus, frei erfundene Unterhaltungs- und Erzählergeschichten. Darunter hob er als die ihm am gelungensten erscheinenden folgende hervor: Liebhaberin der Tugend und Weisheit; Der zum Edelmann wordene Bauer; Die kluge Zigeunerin; Die beglückte Lotteriespielerin; Die schöne Tänzerin; Die beglückten Inseln; Merkwürdige Begebenheiten des Herrn von Donnerfeld.

Erhalten blieb von alledem nur ein einziges, bei Peter Marteau in Köln 1763 erschienenes und jetzt in der Münchener Staatsbibliothek aufbewahrtes Bändchen mit dem Titel „Der entlarvte Graf oder außerordentliche Geschichte der /! Fräulein Theodora von +++++, in welcher eine Menge der listigsten Streiche derselben und die verschiedenen Rollen, so sie in Europa gespielt, von ihr selbst authentisch erzählet werden“.

Der Inhalt ist kurz folgender: Ein junges Mädchen entweicht aus einer klösterlichen Erziehungsanstalt im Elsaß und lebt ein halbes Menschenalter lang verkleidet als Mann, erst als Soldat, dann in verschiedenen anderen Stellungen; heiratet sogar einmal; Bedingung: Josefsehe; verlobt sich ein zweitesmal, doch stirbt die Braut, einundzwanzig Jahre alt, an gebrochenem Herzen.

Die Soldatenjahre des verkleideten Mädchens werden, oft in wörtlicher Übereinstimmung, so geschildert, wie dann die erst viel später niedergeschriebenen Memoiren die Erlebnisse bringen. Offenbar diente der Tatsachenrahmen des Romans „Der entlarvte Graf“ Schatz in mancher Hinsicht als Quelle.

Noch dreimal schien es, als wollte ihm, ehe er von dem in der Konföderation von Bar zusammengeschlossenen polnischen Hochadel zur Durchführung ihrer politischen Pläne mitherrangezogen wurde und so nun wirklich eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen begann, das Glück, das er suchte, schon vorher anderswo beggenn. Doch tauchte es immer nur auf, winkte ihm vielversprechend zu und verschwand wieder, ehe es sich erfüllte. Seine Stunde, auf die er wartete, war noch nicht gekommen. Sie war aber auch nicht mehr fern.

Einmal sah er sich ihr schon auf Griffweite nahe, als es ihm gelang, in die Vorbereitungs- und Durchführungsarbeiten der Wahl Josefs II. und seiner Krönung zum Deutschen König im Frankfurter Römer eingeschaltet zu werden (1764). Der Gesandte des Mainzer Erzkanzlers und der Kurböhmische Gesandte überhäufte ihn mit ehrenvollen und gutbezahlten Aufträgen. So kam es ihm zu, die Reinschrift der Wahlkapitulation herzustellen. Auch der preußische Großbotschafter Baron von Plotho kargte nicht mit seiner Gunst. Alles schien sich für die Dauer einzurichten. Doch mit dem Ende der Wahl und der Krönung war auch hier wieder das Ende einer großen Hoffnung da.

Bald darauf traf eine neue freudige Nachricht in Augsburg ein (Anfang 1765). Ein sagenhaft reicher Graf Demuret schlug vor, zu ihm ins italienische Herzogtum Modena zu kommen und hier, in einem nahe der Stadt Modena gelegenen großen Schloß, die Geschäfte eines Geheimsekretärs zu führen und überdies die dem Grafen gehörigen Bergwerke zu verwalten. Das war ein Angebot

so recht nach seinem Sinn. Wenn je, so eröffnete sich, wie er glaubte, jetzt und hier der schon längst ersehnte Weg nach Geltung, Einfluß, Ruhm und Macht, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht. Es war noch nicht zu spät, diesen Weg zu gehen. Er brannte geradezu darauf, es zu tun: „Die unersättliche Begierde, die ich in mir fühlte, unerachtet aller meiner bisher mißlungenen Anschläge annoch ein Staatsmann in der Welt zu werden, war noch nicht völlig in mir erloschen“.

Wenig später kam die Kunde vom Tode des Grafen und zerstörte den schönen Traum, der sich an seinen Namen knüpfte. Gab es noch weitere solche Träume ?

Es gab sie. Einer wenigstens hätte sich beinahe erfüllt. Daß es nicht geschah, lag an Schatz selbst. Er hatte sein Glück und den Glücksfall, der sich ihm bot, nicht erkannt. Zeitlebens verzieh er sich das nicht, daß er damals blind war, mit Blindheit geschlagen. Wie sollte es auch anders gewesen sein ? „Es ist gewiß und unstrittig, daß, wenn ich damals mehr Einsicht und Verstand in meinem Hirn besessen hätte, ich aus der Dunkelheit meines Standes, darin ich lebte, mich auf einmal hervorschwingen und eine ziemlich glänzende Rolle auf der Schaubühne dieser Welt hätte spielen können“.

Was war geschehen ? Eines Abends des Jahres 1767 wurde er in den Gasthof „Traube“ zu einem eben angekommenen Reisenden gebeten. Das Inkognito, das der Französisch Sprechende noch wahrte, ließ eine hochgestellte Persönlichkeit vermuten. Sie stellte die Frage, ob Schatz frei wäre oder sich frei machen könnte, Reisebegleiter nach Holland, England, den skandinavischen Staaten bis nach Rußland zu werden und dort vielleicht länger, vielleicht überhaupt zu bleiben. Worauf es ankäme, wäre, Dolmetscher zu sein und als Geheimsekretär Dienste zu leisten. Da das Angebot so plötzlich kam und so verwirrend hoch lautete, erbat sich der davon völlig Überraschte Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen und lehnte dann, immer noch im Zweifel, was er tun sollte, ab. Erst von dem Geldwechsler Herrn von Halder, bei dem der Inkognitoreisende einige Silberstangen gemünztes Geld umtauschen ließ, erfuhr der wie aus einem Bann Gelöste die volle Wahrheit. Der Fremde war ein Prinz von Anhalt-Zerbst, der Bruder Katharinas II., der regierenden Zarin von Rußland.

Herr von Halder brauchte es dem auf diese Mitteilung hin zur Einsicht Gekommenen nicht erst vorhalten, welche Unbegreiflichkeit er begangen hatte. Er wußte es, als es zu spät war, selbst.

Sicherlich stand ihm dieser Fehlschlag seines Glücks noch warnend vor Augen, als er zwei Jahre später, gegen Ende Dezember 1769, unter ganz ähnlichen äußeren Umständen wieder zu einem durch Augsburg reisenden, ihm unbekanntem Fremden in den Gasthof „Drei Mohren“ geladen wurde. Nur soviel verlautete, daß ihm ein wichtiges Geschäft zur Durchführung angetragen werden sollte. Diesmal war es eine Sache, die Polen betraf, genauer, den zwischen der polnischen Konföderation von Bar und Rußland ausgebrochenen Krieg.

Nun aber wollte er sich die Möglichkeit, in einen großen Aufgabenkreis einzutreten und hier mitzuwirken, nicht wieder entgehen lassen, sondern war entschlossen, alles zu tun, sich die Wege zu einem aussichtsreichen Ziel offen zu halten. Rußland war ihm als Feld lockender Erfolge durch eigene Schuld verschlossen geblieben. Polen sollte dies nicht.

Der ihn erwartende Fremde war ein in polnischen Diensten stehender französischer Oberst, Duhamel mit Namen, jetzt von seinem Herrn, dem Oberkommandierenden der Aufstandspolen, Georg Martin Fürst Lubomirski, mit wichtigen Geheimbefehlen an den Hof von Versailles entsandt. Hier in Augsburg sollte er trotz der Eile, die er hatte, einen vertrauenswürdigen Mann und guten Kenner des Französischen ausfindig machen und dazu verpflichten, verschiedene ihm vorgelegte Schriften aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen und diese Übersetzungen dann, entsprechend gestaltet, in gernegelesenen öffentlichen Zeitungen zum Abdruck zu bringen. Als dieser Übersetzer und zugleich journalistischer Propagandist war Schatz in Aussicht genommen. Er wurde gefragt, ob er das, natürlich gegen gute Bezahlung, tun wolle, und er sagte zu.

Die Schriften, um die es sich handelte, waren Rechtfertigungsschriften zu Gunsten von Fürst Lubomirski und der Barer Aufstandsbewegung. Sie sollten die gegen ihn von russischer und rußlandfreundlicher polnischer Seite gerichteten Angriffe widerlegen, sollten vor allem die großen militärischen Erfolge der Kon-

föderation, die von ihren Gegnern als Mißerfolge hingestellt wurden, ins rechte Licht rücken und so die herabgesetzte und geschmähte Ehre der aufständischen Polen und ihrer Freunde in hellem Glanz erstrahlen lassen. Denn das würden Lubomirski und seine tapferen Scharen vollauf verdienen. Es wäre auch nur die reine und lautere Wahrheit.

Schatz führte das, was er übernommen hatte, zur vollsten Zufriedenheit seiner Auftraggeber aus. Er bemühte sich doppelt darum, da er erkannte, daß man ihn brauchte und daß hier nach dem Grundsatz des *Do ut des, facio ut facias* gehandelt wurde.

Als er die ersten Augsburger Zeitungsnummern mit den von ihm redigierten Berichten über die Siege der Konföderierten an Fürst Lubomirski in dessen Hauptquartier nach Troppau sandte, erhielt er von diesem nicht nur ein eigenhändiges Dankschreiben und eine vorläufige Geldbelohnung von 6 Dukaten, sondern gleich darauf eine noch weit höhere und wertvollere Anerkennung, nämlich das Bestallungsdekret zum „Sachwalter der Angelegenheiten der polnischen Nation“. Es lautete in deutscher Fassung folgendermaßen: „Wir, Georg Martin Lubomirski, des Heiligen Römischen Reichs Fürst, General der polnischen Kriegshaufen etc., tun hiemit jedermann kund und zu wissen, daß, da Wir sowohl in Unserm als Unserer Freunde und Alliierten Namen verschiedene Ämter zu vergeben Macht und Gewalt haben und Uns anbei die Fähigkeit des Herrn Jakob Schatzen in Augsburg nicht unbekannt ist, Wir demselben, solange als gegenwärtiger Krieg dauern wird, die Stelle eines Geschäftsträgers anvertraut haben. Wir ersuchen demnach alle auswärtigen Herrschaften, unter Versicherung Unserer gegenseitigen Freundschaft, daß besagter Herr Schatz in seiner gemeldten Eigenschaft erkannt und angesehen werden möge. Zu welchem Ende Wir ihme denn auch diesen Offenen Brief haben ausfertigen und selbigen mit Unsern Wappen bekräftigen lassen. Gegeben im Lager vor Krakau den 2. Mai 1770. Unterschrieben G. M. Lubomirski“.

Neben dieser persönlichen, ihm allein zugehörigen Urkunde erhielt Schatz noch eine zweite, ähnlich lautende, die er, „auf des Fürsten Befehl, in verschiedenen Sprachen übersetzt, in ganz Europa bekannt machen sollte“. Das tat er auch. So gelangte der Ruf seines Namens bis in die mit den aufständischen Polen gegen

Rußland verbündete Türkei, und von dort ging ihm wieder die Anerkennung als eines die Freundschaft zwischen dem Sultan und der polnischen Adelsrepublik fördernden Diplomaten zu. Den meisten Einfluß aber gewann er in Polen selbst. Wo es um die Sache der unter der Führung des Fürsten Lubomirski stehenden Konföderierten ging, ging es auch um seine Sache. Er hatte sich ihr verschrieben.

Was ihm also vor zwölf Jahren beim französischen Kriegsminister Marquis de Paulmy nicht gelungen war, nämlich politischer Agent zu werden und seine Hände ins Spiel um die Macht zu bringen, gelang ihm jetzt beim Führer des polnischen Aufstandes Fürst Lubomirski. Hier gelang es sogar an noch höherer Stelle als dort.

Bald war er von der Wichtigkeit und der Bedeutung seiner Agentenstellung so sehr durchdrungen, daß er zu den ihm von anderen übertragenen Aufgaben sich selbst noch neue stellte. Er wollte überall dabei sein, wo es um Ehre, Ruhm und Geld ging, auch dort, wo man an ihn gar nicht gedacht hatte. Wenn schon einiges versäumt war, sollte nicht noch mehr versäumt werden.

So schaltete er sich anläßlich der Durchreise der dem französischen Kronprinzen Ludwig XVI. in Wien per procuratorem angetrauten und nun nach Paris unterwegs befindlichen Erzherzogin Marie Antoinette, der jüngsten Tochter Maria Theresias, in die von der Reichsstadt Augsburg veranstalteten Empfangsfeierlichkeiten ein, nur weil er glaubte, dabei nicht fehlen, nicht im Schatten stehen zu dürfen. Er sagte es selbst mit offenen Worten: „Gleichwie ich nun bei dieser Begebenheit keinen bloßen Zuschauer abgeben, sondern mich durch Bezeugung meiner Ehrfurcht gegen das Durchläuchtigste Erzhaus Österreich in etwas an Tag legen wollte“. Das erreichte er auf diese Weise, daß er bei dem ihm befreundeten Pfarrer von Leipheim, der ein gewandter Verseschmied war, zu Ehren der hohen Braut ein wohlgesetztes Reimgedicht bestellte, davon an die 1000 Abzüge drucken, einige der Erzherzogin durch ihren Kammerfurier gleich bei der Ankunft in Augsburg am 28. April 1770 überreichen und die übrigen durch die Stadt hin an die schau- und lesenslustige Bevölkerung verteilen ließ. Da er seinen Namen nicht verschwieg, wurde dieser noch bekannter, als er es schon war. Dazu trug auch bei, daß der

Hofzahlmeister der jungen Kronprinzessin andeutete, wie hoch das Gegenpräsent war, das er im Auftrag seiner freigebigen, mit offener Hand dankenden Herrin für die aufmerksame Huldigungsgabe, die Gefallen fand, zu überreichen hatte. Es war eine mit dem Prägebild Marie Antoinettes geschmückte Goldmedaille, zwölf Dukaten schwer, kein alltägliches Geschenk. Sicher wurde hier der Diplomatenrang des zu Ehrenden mitgehört. Ein in Diensten der von Österreich wie von Frankreich geförderten polnischen Konföderation stehender politischer Agent und Vertrauensmann verdiente diese Rücksicht. Er war keine nebensächliche Privatperson, sondern ein mit staatlichen Machtbefugnissen betrauter Amtsträger.

Schatz ging auch schon daran, seine Stellung noch besser zu sichern, noch tiefer zu unterbauen. Dafür hatte er zwei Pläne.

Einmal wollte er seine, bisher in Augsburger Zeitungen veröffentlichten Berichte über die kriegerischen Vorgänge in Polen, vor allem die glanzvoll dargestellten Siegesnachrichten der Aufständischen, selbst herausgeben, also eine eigene Zeitung gründen. Und dann sollte diese Neugründung, da es in Augsburg schon zwei deutsche Zeitungen gab, ein französisch geschriebenes Blatt werden, hauptsächlich für die höhere Bürgerschaft berechnet sein, denn Französisch verstanden ja fast alle irgendwie Gebildeten. Gerade an sie aber sollte sich die von Schatz betriebene Propaganda wenden und sollte die Angesprochenen in ihrem Denken und Empfinden, in ihren Meinungs- und Stimmungsbildern beeinflussen. Er wollte mehr sein als ein bloßer Nachrichtenverbreiter. Er dachte daran, politischer Zeitungsschreiber zu werden, und zwar ein solcher im Dienste Polens.

Ehe er aber seinen Zeitungsplan verwirklichen wollte, und gerade, um ihn desto sicherer verwirklichen zu können, hielt er es für nötig, sich noch einen klingenden Namen zu erwerben. Hätte er diesen, würde ihn, wie er glaubte, die Öffentlichkeit in seinen Unternehmungen um so bereitwilliger unterstützen und von ihm das, was er ihr publizistisch vorsetzte, um so lieber entgegennehmen. Er wollte die Glaubwürdigkeit dessen, was seine Zeitung bringen würde, dadurch steigern, daß er sich selbst glaubwürdiger machte. Das hielt er durch einen schönen Titel für erreicht.

Als Stelle, wo er diesen Erfolg am raschesten, wenn auch nicht am billigsten, zu gewinnen meinte, erschien ihm der Kurfürstlich Bayerische Hof zu München. Darin täuschte er sich auch nicht.

Ein bittliches Schreiben an Doktor Johann Anton von Wolter, den Leibarzt des Kurfürsten Max Josef, brachte die Zusage für den Titel eines Kurfürstlich Bayerischen Rates ein, worauf nach einer persönlichen Vorstellung, der Überreichung eines in stilgerechten Worten abgefaßten Gesuches und, das vor allem, der Erlegung eines Betrages von 115 Gulden an Gebühren die Hofkanzlei das Ernennungsdekret durch Doktor von Wolter zustellen ließ. Es lautete: „Nachdem Ihre Kurfürstliche Durchlaucht in Bayern, Unser Gnädigster Herr, dem in Augsburg sich befindenden Kaiserlichen Notario Publico Johann Jakob Schatz auf sein untertänigstes Belangen und in Ansehen seines Höchst Ihro bezugten Dienstefers, dann mehr anderer besitzender rühmlicher Eigenschaften, den Titel Dero Kurfürstlichen Rats in Kurfürstlichen Höchsten Gnaden beizulegen geruhet haben, als wird ein solches demselben durch gegenwärtiges Dekret zu dem Ende hierdurch angefüget, damit er sich dieser erteilten Höchsten Gnade und deren hievon abhängenden Vorzüge gegen menniglich gebührend zu bedienen wisse, deme mehr Höchstdieselbe anbei mit Gnaden gewogen verbleiben. München, den 2. Novembris anno 1770. Unterschrieben Max Josef Kurfürst“.

Der Augsburger Magistrat bestätigte die verliehene Würde und gab den Auftrag, das Münchener Dekret dem eigenen Stadtprotokoll einzufügen. Der Protest des Senators von Scheidlin, durch einen Schmähartikel mit der Überschrift „Titelsucht“ noch besonders unterstrichen, wurde nicht beachtet, und das um so weniger, weil der Angriff in der Augsburger Zeitung des deutschen Zeitungsschreibers Moy erschien, der zugleich gegen die von Schatz geplante französische Zeitung Einspruch erhob. Auch das blieb umsonst. Was hier sprach, war die Konkurrenz. Das Augsburger Oberpostamt erteilte das beantragte Zeitungsprivileg unverzüglich.

Und so erschien, allein nur zum Einholen der gewöhnlichen Zensur verpflichtet, das französische Blatt ohne jede weitere Belastung. Es führte den Namen „Courier d'Ausbourg“.

Schatz mußte zwar eingestehen, daß die Zahl der anfänglich verkauften Exemplare seinen hohen Erwartungen nicht ganz entsprach. Doch wurde dieser Gewinnentgang auf andere Weise ausgeglichen.

Die polnischen Magnaten, deren Felderfolge durch die neue Zeitung weithin bekanntgemacht wurden, voran Fürst Lubomirski, Graf Oginski, Graf Pulaski und noch viele andere, erklärten sich mit den Diensten, die ihnen Schatz erbrachte, für voll auf zufrieden, und umgekehrt erklärte sich auch Schatz wieder zufrieden mit dem, was er als Gegenwert von ihnen bekam. Er wurde, wie er freimütig gestand, für seine Leistungen „auch jedesmal sehr gut und reichlich bezahlt“. Schon für das erste Blatt, das er an den Litauischen Großfeldherrn Oginski einsandte und darin er dessen eben errungenen Sieg über die Russen „auf rühmlichste“ schilderte, erhielt er die Summe von 60 Dukaten zugeschiedt. Das war wahrhaftig nicht wenig.

Begreiflich, wenn er noch in seinen Memoiren ohne Rückhalt davon sprach, „daß ich herzlich gerne gewünscht hätte, es möchten die polnischen Unruhen, wovon ich meinen reichlichen Unterhalt zog, noch in sehr vielen Jahren nicht geendigt sein“. Begreiflich war auch, wenn er seine beiden bisherigen Berufe, den französischen Sprachunterricht und die Ausübung des Notariatsamtes, mehr und mehr vernachlässigte und schließlich aufgab. Das eine wie das andere konnte neben der Arbeit an seiner Zeitung nicht recht bestehen. „Diese beide einträgliche Nahrungszweige ließ ich völlig aus den Augen und war hingegen nur immerzu Tag und Nacht mit Verfertigung meiner Zeitungsblätter, worinne ich den polnischen Feldobristen die schmeichelhafteste Lobsprüche beilegte, beschäftigt“. Er war nun ganz polnischer Agent geworden, „Sachwalter der Angelegenheiten der polnischen Nation“.

Aber auch hier war das Kriegsglück wetterwendisch. Es konnte nicht anders sein, als daß Schatz diesen Wandel der Dinge ebenfalls zu spüren bekam. Eine Weile wartete er schweigend zu. Dann meldete er sich und bat immer dringlicher um Begleichung der bei ihm aufgelaufenen Schulden.

Gegen die Mitte des Jahres 1771 antwortete Fürst Lubomirski und versprach, im selben Maße, wie sein Agent drängte, ihn zu

bezahlen. Vorerst wollte er 100 Dukaten schicken. Das übrige sollte dann in Kürze folgen. Doch blieb es bei den schönen, stetig wiederholten, inhaltsleeren Worten. Es folgte noch lange nichts.

Um sich Gewißheit zu verschaffen, wie es um Lubomirski und seine Sache stünde, entschloß sich Schatz, einen „Botschafter“ nach Schlesien zu schicken, der den Fürsten in Troppau oder in Teschen oder, wo immer er ihn finden würde, aufsuchen, ihm seine Dienste anbieten und auf diese Weise alles auskundschaften sollte, was über seine Vermögensverhältnisse, seine Beziehungen und das ganze Um und Auf seiner Person zu erfahren war. Der knapp zwanzig Jahre zählende junge Mann, der sich zu dieser Reise bereit erklärte, machte sich zwar über Wien auf den Weg, kam auch bis nach Schlesien, wo er in Teschen den augenblicklichen Aufenthaltsort des Fürsten feststellte, glaubte aber auch, damit genug getan zu haben. Er lieferte weder das von Schatz mitgegebene Empfehlungsschreiben an den Fürsten ab noch bemühte er sich, alle anderen ihm anvertrauten Aufträge zu erfüllen. Als das vorgeschossene Geld zu Ende ging, kehrte er unverrichteter Dinge nach Wien zurück. Von hier aus schrieb er seinem Vater nach Augsburg, was er über den Fürsten und dessen Umgebung zu berichten wüßte, nämlich, daß dieser nicht, wie Schatz meinte, „ein großer Fürst“, sondern nur ein „berühmter Bettler“ wäre, der gerade noch sich und zwei Bediente mit knapper Not ernähren könnte. Es stünde schon so schlecht mit ihm, daß er nicht einmal das Geld in der Tasche hätte, um für den von Schatz entsandten Kundschafter den Postlohn zu bezahlen. Also müßte sich der Postmeister von Teschen darum an Schatz selbst wenden und ihn als des Fürsten Geschäftsträger mit der Einlösung auch dieses Geschäftes betrauen. Oder es drohe ein Befehl des Gerichts.

Schatz glaubte sich fast schon für verkauft und verraten und er wünschte sich manches Mal, „diesen polnischen Kriegshelden gar nie gekannt zu haben“. Auch Europas Stimmung begann sich zu ändern, mehr und mehr von einer solchen für in eine solche gegen Polen. Man fragte sich, wären die Aufständischen nicht „Feinde ihres eigenen Königs?“ Wie ließen sich auch ihre untereinander verschworenen Bündnisse anders bezeichnen denn als „Früchte eines unbeugsamen Wahnsinns?“

Doch fand Schatz sein altes Vertrauen bald wieder. Das verdankte er vor allem dem Postmeister von Troppau, an den er sich mit einem Schreiben gewandt und um Auskunft über Lubomirski gebeten hatte. Dieser befand sich nämlich seit kurzem auch wieder in Troppau, und unweit davon hatte in einem schönen Schloß seine Gemahlin, die Tochter des österreichischen Feldmarschalls Graf von Hadik, Quartier bezogen. So wußte der Postmeister genug über beide und wußte dies sicherlich besser als der zwanzigjährige junge Mann, der mit einer wegwerfenden Handbewegung über Menschen und Dinge, die er nicht oder nur vom Hörensagen kannte, urteilen zu können glaubte. Gewiß wäre es richtig, daß der Fürst im Augenblick über wenig oder gar kein Bargeld verfüge. Es wäre auch richtig, daß ihm seine Gläubiger vier Kutschen und alle dazugehörigen Pferde genommen hätten. Das bedeute aber für die Einbringlichkeit der Forderungen, die Schatz an ihn habe, soviel wie nichts. Denn was der Fürst allein in Litauen an Grund und Boden besitze, besonders was dort an Dörfern, Gütern und Höfen, an Feldern, Wiesen und Wäldern sein eigen wäre, beliefe sich auf so viel, daß er davon in Friedenszeiten an jährlichen Einkünften über eine Million Gulden bezog. Was soll da ein leichthingsesagtes Wort heißen, daß er nicht „ein reicher Fürst“, sondern nur „ein berühmter Bettler“ wäre?

Wie zum Beweis der Wahrheit dessen, womit der Troppauer Postmeister den ängstlich gewordenen Augsburger Polenagenten tröstete, erhielt dieser vom Fürsten eine eigenhändig ausgefertigte Schuldverschreibung, lautend auf 1200 Gulden, überantwortet, darin das feierliche Versprechen gegeben wurde, diese Summe innerhalb eines Jahres bis auf den letzten Kreuzer zu begleichen. Und da sich Schatz, ebenfalls auf den Rat des Postmeisters hin, auch an die Gemahlin des Fürsten gewandt und ihr in aller Ausführlichkeit dargelegt hatte, daß die Schulden des Fürsten bei Schatz aus dessen politischen Agentendiensten erwachsen wären und noch immer weiter erwachsen, bekam er auch von ihr eine ähnliche Zusicherung wie vorher vom Fürsten, nämlich, daß sie die Hälfte dieser Schulden an Schatz sofort, die andere Hälfte in kürzester Zeit bezahlen würde. Also erschien die Tilgung doppelt gesichert.

Doch wollte oder konnte Schatz, selbst wieder von seinen Gläubigern bedrängt, nicht mehr länger auf die Einlösung der gegebenen Versprechen des Fürsten und der Fürstin warten. Er brauchte das Geld, nicht die Schuldscheine.

So machte er sich auf und reiste noch im Juli 1771 nach Toppau. Oberst Duhamel brachte ihn zum Fürsten. Dieser verwies dem ungläubigen Besucher zwar sein Mißtrauen, besonders den unangebrachten Schachzug, daß die Fürstin von den Schulden ihres Gemahls hinter seinem Rücken in Kenntnis gesetzt worden war. Doch einigten sich beide bald wieder, und dies um so leichter, als der Fürst dartun konnte, daß er erst vor wenigen Tagen einen ansehnlichen Wechsel im Betrage von 180 holländischen Dukaten nach Augsburg überwiesen hätte, daß also Schatz in seiner Sorge um das Geld ungeduldiger war, als er hätte sein müssen. Wäre er in Augsburg geblieben, hätte er die Summe schon in der Hand.

Damit kam alles wieder ins reine. Schatz wurde in seinem „Amt eines Agenten und Geschäftsträgers der polnischen Republik“ von neuem bestätigt, erhielt die Auslagen für die Her- und Rückreise Augsburg-Troppau reichlich ersetzt und übernahm es gerne, in Wien für einige polnische Regimenter Monturen und Gewehre einzukaufen und diese dringend benötigten Ausrüstungsgegenstände so rasch als möglich ins Hauptquartier der Aufständischen zu schaffen. Nur ließ sich dieser Auftrag nicht durchführen, weil die Wiener Kaufleute es ablehnten, die auf den Namen Lubomirski ausgestellten Wechselbriefe an Stelle von Bargeld anzunehmen. Offenbar fürchteten sie, daß die polnische Konföderation über kurz oder lang nicht nur viel von ihrem politischen, sondern auch viel von ihrem finanziellen Kredit einbüßen würde. Das geschah dann auch in der Tat.

Schatz dachte nicht daran, seine Beziehungen zu Fürst Lubomirski zu ändern oder gar aufzugeben. Sein monatlicher Agentensold lief regelmäßig weiter, noch über zwei Jahre lang. Er hörte erst auf, als die drei Großmächte Rußland-Preußen-Österreich mit der ersten Teilung Polens (5. August 1772) auch für die Konföderierten und ihre Anhänger eine neue Lage schufen. Verloren aber gab sich Polen, auch in seinen abgetrennten Teilen, selbst jetzt noch nicht.

Fürst Lubomirski war unter den Führern der polnischen Konföderation nur der erste, der mit Schatz in engere Verbindung kam. Er blieb nicht der einzige. Viele andere schlossen sich an. Als nächster tat es der Oberfeldherr des Großfürstentums Litauen, Michael Graf von Oginski.

Hier ging die Annäherung von Schatz aus. Als Oginski in einem Treffen mit den Russen vor deren erdrückender Übermacht weichen mußte, wurde dieser kleine Vorteil in den russenfreundlichen Zeitungen als ein übergroßer Sieg gefeiert. Schatz fühlte sich als polnischer Agent dazu verpflichtet, der Wahrheit besseres Zeugnis zu geben, und so schrieb er nicht nur in seiner französischen Zeitung, sondern auch in einigen deutschen Blättern eine Reihe von Artikeln, darin er die bisherigen Erfolge des litauischen Oberfeldherrn wie die Tapferkeit seiner Truppen gebührend rühmte, die russischen Übertreibungen aber auf ein gehöriges Maß zurückverwies. Diese Abhandlungen schickte er zugleich mit einem in Gold ausgelegten Ehrensäbel, der einmal dem Heerführer Areseb, einem berühmten Feldherrn des indischen Großmoguls, gehört hätte und durch Zufall über einen kaiserlichen Offizier in den Besitz von Schatz gelangt wäre, an Graf Oginski ein. Daraus sollte dieser entnehmen, wie sehr man seine kriegerischen Taten anerkenne und wie hoch man sie einschätze.

Die Antwort, die auf die anpreisenden Zeitungsartikel und den zieratgeschmückten Prunksäbel eintraf, war, außer einem überschwänglichen Dankesbrief und der Versicherung immerwährender Schuld, die Übersendung eines Geschenkes von 60 Dukaten und die Ausföhlung eines Bestallungsdekretes auf 600 Gulden jährlich. Damit war Schatz für die Konföderation sowohl durch Fürst Lubomirski wie durch Graf Oginski in gleicher Weise verpflichtet. Bestimmt erwartete man auch von ihm keine geringe Gegenleistung. Seine französische Zeitung und seine übrige journalistische Tätigkeit erschienen da schon sehr wertvoll.

Doch ging die Zeit des Bestandes der Konföderation bald ihrem Ende zu. Wohl konnte Schatz noch im „Courier d'Ausbourg“ darüber schreiben, wie heldenhaft sich die im Schloß zu Krakau Belagerten, ein Häuflein Polen und Franzosen von höchstens 700 Mann, gegen die Dauerangriffe einer Übermacht von 12000 Russen hielten, bis sie dem Hunger erlagen und sich zu ehren-

vollen Bedingungen ergeben mußten. Da die in der Schatzkammer des Schlosses verwahrte polnische Königskrone und die anderen Reichskleinodien unversehrt ausgeliefert wurden, durften die Besiegten ihr Gepäck und ihr Rüstzeug behalten und mit in die Gefangenschaft nach Lemberg nehmen. Der letzte Widerstand wurde in den Gefechten bei Tyniec und Czenstochau gebrochen. Wer von nun an noch mit einer Waffe in der Hand angetroffen wurde, galt nicht mehr als Soldat, sondern als Rebell. Der österreichische Feldmarschall Graf von Hadik ließ nach dem russisch-preußisch-österreichischen Teilungsvertrag über Polen bekanntmachen, daß die Konföderation aufgehoben, verboten, ausgetilgt wäre. Wer sich noch als Konföderierter bekenne, bekenne sich als Mörder und Straßenräuber, als ein offener Verbrecher. Einen solchen tot oder lebendig einzuliefern, dafür gäbe es zwei Dukaten Kopfgeld.

Schatz konnte es durchaus verstehen, daß die meisten der Magnaten nach der Teilung Polens in diesem ihren zerstückten und verstümmelten Vaterlande nicht mehr bleiben wollten. Was sollten sie auch hier? Sollten sie das werden, was man von ihnen verlangte, nämlich Untertanen der drei ihnen feindlich gesinnten, fremden Monarchen, der Zarin von Rußland, der Herrscherin von Österreich und des Königs von Preußen, jeder ein Untertan entsprechend dem Teilungsstück, dem seine Besitzungen zugefallen waren? Sie, „deren jeglicher bishero selbst einen kleinen König und Regenten in seiner Provinz vorstellte“, sollten also fernerhin nichts anderes sein als ackerpflügende Gutsherren, als kreuz und quer und hin- und herstreifende Wald- und Wiesenbarone, als bessere oder schlechtere Bauern?

Was sie vorerst wollten, war, bei den befreundeten Höfen Europas, besonders bei Frankreich, um Schutz und Hilfe gegen die ihnen angetane Gewalt zu bitten und zu versuchen, das Unrecht, das ihnen widerfahren war, rückgängig zu machen. Zu allem schweigen und alles stumm hinnehmen, das man ihnen auflud und zumutete, das wollten sie nicht und das würden sie nicht, nicht jetzt und nicht später. Sicher gäbe es auch für sie einmal wieder eine andere, eine bessere Zeit. Diese Zeit zu erwarten, darauf käme es an.

Der Ort, wo sich die Auswanderer und Flüchtlinge zunächst sammeln wollten, war Landshut in Bayern. Für hier hatten sich die Vornehmsten und Reichsten verabredet, so die Fürsten Radziwill und Sapieha, die Grafen Potocki, Oginski, Wielhorski, Pac und Rzewuski, dazu noch eine Reihe von Marschällen und Kastellanen. Sie alle waren Mitglieder der Konföderation gewesen und dachten nicht daran, ihre Waffenbrüderschaft aufzugeben. War sie jetzt auch streng verboten, es wurden trotzdem Wege gesucht, ihr treu zu bleiben.

Schatz schloß sich nicht aus. Er fühlte sich jetzt, da er von Augsburg aus das nicht allzuweit gelegene Landshut leicht erreichen konnte, den dort zusammenströmenden Polen erst recht nahe verbunden. Wie sollte er das auch nicht? Glaubte er doch, von sich mit gutem Recht sagen zu dürfen, daß er „seit Anfang des polnischen Krieges und bis jetzo noch immerzu den Ruhm der polnischen Helden durch die öffentlichen Zeitungsblätter verbreitet hatte“. Das hatte er getan und das wollte er auch noch weiter tun. So fuhr er nach Landshut, um sich neue Agentenweisungen zu holen. Als er dort im Sommer 1773 für einige Tage zu Besuch eintraf, wurde er vom ehemaligen Marschall der Konföderation Johann Michael Graf von Pac so herzlich begrüßt, als ob er vor je einer der Ihren gewesen wäre, bekam unter den an der Tafel in ihren Festgewändern sitzenden vierundzwanzig Großen des Reiches einen Ehrenplatz angewiesen, durfte bei der Beratung über die in nächster Zeit durchzuführenden Pläne und Vorhaben mitsprechen und erhielt beim Abschied neben einem besonders schönverzierten Hirschfänger in silberner Scheide noch ein Geldgeschenk von 200 Gulden aus der Generalitätsskasse überreicht. Den Magnaten kam es vor allem darauf an, daß Schatz ihnen das Versprechen gab, in seiner Zeitung weiterhin für sie einzutreten, über das, was sie erlebt hatten und noch erleben würden, ausführlich und eindringlich zu berichten und so die Verbindung zwischen ihnen aufrecht zu erhalten. Augsburg sollte durch Schatz ein bleibender Treffpunkt für die Polen werden. Das wurde ihnen zugesichert.

Daran wollte man sich um so mehr halten, als die Polenquartiere in und um Landshut bald geräumt werden mußten. Kaiser Josef II., mit seiner Mutter Maria Theresia Regent der öster-

reichischen Länder und als solcher mitverantwortlich für die mit den anderen Mächten beschlossene strenge Durchführung der Polenteilung, forderte den Kurfürsten Max Josef von Bayern auf, den polnischen Auswanderern und Flüchtlingen den weiteren Aufenthalt in Bayern zu verbieten. Das geschah auch. „So sonderten sie sich“, wie Schatz diese nun beginnende Zerstreung der Polen in alle Welt schilderte, „so sonderten sie sich unter den zärtlichsten Umarmungen alle von einander ab, und reiste ein jeder hin, wo es ihm gut dünkte“.

Die Fürsten Radziwill begaben sich für einige Zeit mit ihrem ganzen Gefolge nach Mannheim.

Graf Pac kam erst nach Augsburg, wo er Schatz die Ehre eines Freundes erwies und ihn in seiner Wohnung besuchte. Dann ging er nach Straßburg und trat hier eine ihm vom französischen König verliehene vornehme Stelle an.

Graf Oginski folgte. Er wollte nach Paris, um bei Hof gegen die drei Teilungsmächte Protest einzulegen. Als er durch Augsburg kam, versäumte er es nicht, Schatz zu sich in den Gasthof „Drei Mohren“ zur Tafel zu bitten und hier mit ihm und seinen Begleitoffizieren alle nur möglichen Zukunftsaussichten zu erörtern. Zum Dank für seine Ratschläge und die journalistischen Hilfezusagen überreichte der Großfeldherr dem Zeitungsschreiber eine aus Korallen gefertigte, mit dicken Goldreifen umflochtene Dose und hinterließ in Unkenntnis der Zerwürfnisse in der Familie Schatz eine gleiche, nur etwas kleinere Dose auch der Frau Schatz zum Geschenk.

Härter als so manchen anderen traf das Schicksal eines Vorkämpfers Kasimir Graf von Pulaski. Daß es ihm, der zu Beginn der polnischen Unruhen neben Fürst Lubomirski das Kommando über die konföderierten Truppen führte, nicht gelang, in einem der polenfreundlichen Staaten vorübergehend oder für immer ein Asyl zu finden, hatte seine eigene Bewandnis. Pulaski hätte, wie es hieß, ein Attentat auf das Leben des Königs Stanislaus II. August Poniatowski, des Königs von dem durch die Teilungsmächte noch belassenen Restpolen, geplant oder gar unternommen und damit sein eigenes Leben verwirkt. Warschau forderte ihn auf, sich dem Gericht zu stellen. Er aber floh nach Dresden und suchte, seine von ihm behauptete Schuldlosigkeit zu bewei-

sen. Schatz wurde aufgefordert, ihm dabei zu helfen, indem dieser eine ihm zugestellte ausführliche Verteidigungsschrift von Augsburg aus in deutscher, französischer und italienischer Sprache veröffentlichen und so die Ehre des angeblich zu Unrecht Verfolgten retten sollte.

Doch blieb alle Mühe umsonst, auch das Angebot von Geld. Warschau lehnte es ab, sicheres Geleite für hin und zurück zu gewähren. Das hieß soviel wie Drohung mit Vogelfreiheit. Da Europa weder Heimat noch Bleibe mehr zu bieten schien, wanderte der polnische Rebell nach Amerika aus und kämpfte auf seiten der amerikanischen Rebellen gegen England. Hier fiel er bei einem Ausbruch aus einer von den Engländern belagerten Festung im Jahre 1778. Er wurde, unerkannt, wer er war, von einem ihn anspringenden Gegner niedergeschlagen.

Noch waren nach der Polenteilung keine zwei Jahre vergangen, und schon beklagte es Schatz offen, daß er die Untätigkeit, zu der er sich nach dem Wegzug seiner Polenfreunde verurteilt sähe, nicht mehr länger ertragen könne. Er brauche, seinem beweglichen Naturell nach, Beschäftigung und wieder Beschäftigung, und wäre es ein Dienst für wen immer, auch für die in Restpolen verbliebenen Magnaten. Nur Polen sollten es sein, gleich, von welcher Partei. Mit ihnen hatte er sich verstanden und mit ihnen würde er sich wieder verstehen. Das Polnische war es, das ihm lag, das polnische Wesen und die polnische Art.

So kam es, daß er sich, ganz im Widerspruch zu seiner bisherigen Haltung, an einen der ehemaligen Konföderationsgegner anschloß und bei ihm Ersatz für das suchte, was er anderswo verloren hatte. Der, bei dem er es zu finden glaubte, war Fürst Poninski, der leitende Minister des Königs Poniatowski.

Der Anlaß, der beide zusammenführte, war folgender: Eines Tages las Schatz in der Augsburger Zeitung, daß am Großen Markt zu Warschau eine Nummer des in Leiden erscheinenden französischen Blattes deswegen von der Hand des Scharfrichters öffentlich verbrannt, also gewissermaßen schuldig befunden, zum Tode verurteilt und schandvoll hingerichtet worden wäre, weil sich der Leidener Zeitungsschreiber angemäßt hätte, den Fürsten Poninski bei seinen Leuten in Stadt und Land als einen

geldgierigen Erpresser und raubsüchtigen Plünderer hinstellen. Dagegen wollte Schatz Stellung nehmen und so als der französische Zeitungsschreiber in Augsburg den französischen Zeitungsschreiber in Leiden gehörig zurechtweisen. Hinlänglich erfahren damit, wie man solche Artikel verfaßt, schrieb er eine richtige Brandrede, veröffentlichte sie in seinem Blatt und schickte ein Exemplar davon an den Fürsten, mit dem Zusatz, wie sehr er, Schatz, dem Warschauer Feuergericht zustimme und es am liebsten wiederholen möchte. Hatte der Leidener dem Fürsten gegenüber zuviel des Üblen getan, tat der Augsburger dem Fürsten gegenüber zuviel des Guten, wenigstens tat er nicht zu wenig.

Er hielt es so, daß er, wie er selber sagte, „die Großmut, Weisheit und Rechtschaffenheit des so gröblich beleidigten Ministers durch die glänzendsten Lobsprüche bis an die Sterne erhob“. Das wollte er aber nicht bloß ein einziges Mal getan haben, sondern bot sich für ständig an, für so lange, wie es nur nötig zu sein schien. Er wäre zu jedem Dienst bereit, zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit.

Hatte Schatz einst bei Fürst Lubomirski, Graf Oginski und den anderen Konföderierten mit einer Ehrengabe, einem Geld- oder sonstigen Geschenk gerechnet und sich nicht verrechnet, er tat es auch jetzt und hier bei Fürst Poninski und verrechnete sich ebenfalls nicht. Er erhielt ein in den verbindlichsten Ausdrücken gehaltenes eigenhändiges Dankschreiben des Fürsten, darin dieser ankündigte, daß 60 Dukaten unterwegs wären. Der Augsburger Wechselherr Benedikt Adam von Liebert würde sie ihm ausfolgen lassen. Wenn auch die Sendung etwas verspätet eintraf, sie kam und wurde mit besonderer Freundlichkeit überreicht. So sehr Schatz an klingenden Münzen lag, nicht weniger lag ihm daran, daß er die mit dem Fürsten begonnene Korrespondenz fortsetzen und immer vertrauter gestalten konnte. Daß dies geschah, daß außer Briefen auch Zeitungen hin- und herwechselten, war auch der Wunsch des Fürsten.

Offenbar ging es der einen wie der anderen Seite, dem Brief- und Zeitungsschreiber Schatz wie dem Brief- und Zeitungsleser Poninski, darum, etwas von den kriegerischen Vorgängen oder Vorbereitungen in der Welt zu hören. Es mochte ihnen aber auch darum gehen, Nachrichten über die ausgewanderten polnischen

Magnaten zu erfahren, sei es über die, die sich in Deutschland aufhielten, sei es über die, die anderswo in Europa ein Unterkommen gefunden hatte oder noch ein solches suchten.

Wer wußte aber auch, ob nicht dieser oder jener die Absicht hatte, früher oder später wieder nach Polen zurückzukehren? Konnte ein Exil denn ewig dauern?

Diese Frage wurde bei vielen schon bald gestellt. Mit am frühesten geschah es bei der Familie Fürst Radziwill.

Karl Fürst von Radziwill und sein jüngerer Bruder Hieronymus waren seit ihrer Auswanderung auf dem Wege von Landshut über Mannheim nach Venedig gegangen und kehrten nun, zwei Jahre später, von dort mit einem Gefolge von 25 Personen und 18 schwerbeladenen Lasttieren wieder nach Deutschland zurück. Erst wandten sie sich nach Augsburg und nahmen in „Drei Mohren“, dem vornehmsten Gasthof der Reichsstadt, Quartier. Keiner der beiden Brüder aber wollte hier lange bleiben. Den jüngeren, Fürst Hieronymus, zog es wieder nach Mannheim, wo er sich schon früher in dem geistig bewegten Klima des kurpfälzischen Hofes heimisch gefühlt hatte und wieder heimisch zu fühlen hoffte. Dem älteren, Fürst Karl, war es, trotz des seinerzeitigen Aufenthaltsverbotes in Bayern, gelungen, beim Kurfürsten Max Josef die Erlaubnis zu erwirken, das Jagdschloß Isareck bei Landshut zu beziehen und hier seinen Wünschen und Launen gemäß zu leben. Auch noch eine zweite glückliche Wendung kam ihm sehr gelegen, nämlich die, daß Schatz, den er seit Landshut als polnischen Sachwalter schon persönlich kannte, wieder auftauchte und seine Dienste dem Fürsten von neuem anbot. Sie wurden gerne angenommen. Eine vertrauliche Unterredung grenzte den Aufgabenbereich ab, den der Augsburger Zeitungsschreiber mit dem „Amt eines Geschäftsträgers in Deutschland“, wie der neue, an Altes anknüpfende Titel hieß, übertragen erhielt. In der Hauptsache ging es dabei um die Erledigung der ein- und auslaufenden Korrespondenz und um die Führung des fürstlichen Hofhaltes, fürstlich dem inneren Rang wie dem äußeren Ansehen nach. Die Entfernung Isareck-Augsburg störte da nicht. Im Gegenteil, sie machte Eindruck, weil auf diese Weise der Einflußbereich des Namens Radziwill größer erschien.

Das Anstellungsdekret, das der Fürstlich Radziwillische Kanzler dem Fürstlich Radziwillischen Geschäftsträger ausfertigte und das sich an Hoheitsgefühl in nichts gegen früher unterschied, hatte folgenden Wortlaut:

„Wir, Carl Fürst Radziwill, tun hiermit jedermann kund und zu wissen, daß, nachdem Uns des Herrn Johann Jakob Schatzen bekannte Fähigkeit in Verwaltung und Ausführung der Geschäfte sattsam angerühmt worden ist, Wir zum Merkmal Unserer besonderen Huld und Gewogenheit ihn hiemit zu Unserm Sachwalter ernannt und bestellet haben. Dahero Wir ihm zu billiger Belohnung verhoffender Treue ein jährliches Gehalt von 240 Gulden anweisen und bestimmen, welche Summe ihm zu Ende jeglichen Jahrs aus Unserer Kasse bar ausgezahlt werden solle, mit der Bedingnis jedoch, daß, wenn es Uns etwa über kurz oder lang belieben wird, ihn seines Amts zu entlassen, diese gegenwärtige Schrift alsdann von Unkräften sein und derselbe auch weiters keine Bezahlung mehr an Uns zu fordern berechtigt sein solle, als mit welchem Vorbehalt Wir Uns auf alle Fälle verwahrt haben wollen. Dessen zu wahrer Urkund haben Wir diesen öffentlichen Brief selbsteigenhändig unterschrieben und Unser fürstliches Insiegel vorgedruckt. Carl Radziwill“.

Zu der Zeit, da sich Fürst Hieronymus wieder in der von Spiel und Spielerei erfüllten Hofluft von Mannheim aufhielt und Fürst Karl in den Wäldern rings um das Schloß Isareck seine Tage mit „Jagen und Spazierenfahren“ verbrachte, tauchten dort wie hier bald andere Sorgen auf. Die Nachfolge beider Brüder stand noch offen. Fürst Hieronymus, ein junger Mann von zwanzig Jahren, war unverheiratet, Fürst Karl zwar verheiratet, aber ohne Kinder. Er hatte seine Frau, eine geborene Gräfin Rzewuska, verstoßen, und diese dachte nicht daran, von Wien, wo sie im Schutz des kaiserlichen Hofes lebte, je wieder wegzugehen.

Nun hatten sich die Brüder im Hinblick auf eine nicht mehr allzu ferne Rückkehr nach Polen, die sie wünschten und vorbereiteten, zwar dahin geeinigt, daß der ältere, der kinderlose, den Anteil an seinen hauptsächlich in Litauen und Restpolen gelegenen großen Besitzungen dem jüngeren überlassen würde. Doch stand dieser Absicht das polnische Gesetz entgegen, nach dem ein Unverheirateter, solange er dies war, Grund und Boden auf seinen

Namen hin nicht übernehmen durfte. Also hieß es, Fürst Hieronymus so rasch wie möglich zu verheiraten, und zwar standesgemäß, als Fürsten mit einer Fürstin, mit einer Prinzessin, am liebsten mit einer Deutschen.

Die hiefür in Aussicht genommene Braut war Sophie Prinzessin von Thurn und Taxis, die jüngste Tochter des Kaiserlichen Prinzipalkommissärs Fürst Thurn und Taxis, der als Vertreter des Kaisers am Immerwährenden Reichstag zu Regensburg hier in der Reichstagsstadt residierte. Nach langen Verhandlungen kam man über die vielen zu lösenden Fragen überein. Als Hochzeitstag wurde der 15. April 1776 bestimmt.

Gefeiert wurde drei ganze Tage. Die Summe, die dafür aufging, legte der Münchener Hofhandelsmann Pilgram aus. Er bezifferte sie mit 200000 Gulden.

Schatz war natürlich als „Fürstlich Radziwillischer Geschäftsträger in Deutschland“ schon an den Vorbereitungen zur Hochzeit maßgeblich beteiligt. Er durfte dabei ja dienstlich gar nicht fehlen.

Doch hatte er sich für die im Regensburger Taxisschloß gerichtete Brauttafel eine Sonderüberraschung ausgedacht. Der Augsburger Diakon Heckel hatte ihm auf seine Bestellung hin ein schwungvolles Hochzeitsgedicht geliefert, das in 500 Druckexemplaren auf feinstem Medianpapier aufgelegt wurde, drei davon in rotem Samt gebunden, je eines für die Braut und den Bräutigam und das dritte für den Brautvater. Die Hochzeitsgäste, 80 an der Zahl, sollten damit während des Festmahls beschenkt werden. Er, Schatz, wollte der Austeiler sein. Doch mußte er zuletzt den Taxisschen Hoffurier Neugebauer mit dieser Ehre betrauen, weil ihn selbst eine starke Heiserkeit am Sprechen hinderte.

Schatz kam auch hier wieder auf seine Kosten. Als Anerkennung für das allgemein sehr gelobte Hochzeitsgedicht ließ ihm die jungvermählte Fürstin Sophie 100 Gulden und ihr Vater, der Fürst von Thurn und Taxis, 6 Dukaten überreichen. Daß dies durch das Taxissche Oberpostamt in Augsburg geschah, betrachtete der schon so Hochbeschenkte als eine neue, ehrenvolle Aufmerksamkeit. Dadurch erfuhr man noch mehr von der glänzenden Regensburger Fürstenhochzeit als sonst.

Wenn auch nicht als unmittelbar Mitwirkender, so doch als mittelbarer Helfer nahm Schatz an der Beschaffung eines Prä-sentes teil, das die Brüder Radziwill bei ihrer Heimkehr in das Gebiet von Litauen, das seit der ersten Polenteilung zu Rußland gehörte, der Zarin Katharina II., der jetzigen Oberherrin des Landes, als eine ungewöhnliche Huldigungsgabe mitbringen wollten. Auch hier hatte „der Radziwillische Geschäftsträger in Deutschland“ seine Hand mit im Spiel. Man brauchte sie dann für ein gutes Ende des Ganzen auch später noch.

Worum es ging, waren zwei junge Mohrinnen, die auf Geschäftsumwegen durch den Münchener Hoflieferanten Pilgram in Amsterdam oder in London oder wo immer beschafft, gekauft und „mit besonderer List und Vorsichtigkeit und vermittels großer Versprechungen“ nach Regensburg zu Fürst Hieronymus gebracht werden sollten, der sie dann mit sich nach Litauen nehmen und der Zarin als „ein seltenes und angenehmes Geschenk“ zu Füßen legen wollte. „Dieses sehr wunderbare Geschäft“, wie es Schatz bezeichnete, gelang. Die beiden Mohrinnen wurden in Regensburg der jungen Fürstin in Obhut gegeben, und sie und alle ihre Zofen und Kammerfrauen waren hellauf begeistert. Am meisten waren sie es über ein ungefähr drei Jahre altes Mohrenmädchen, dessen Mutter die eine der beiden Sklavinnen war. „Das pechschwarze Geschöpf“ wurde auch wie ein Spielzeug behandelt. Die Fürstin nahm es zu sich und erklärte, das Kind ganz nach ihrem Sinn aufziehen zu lassen. Es sollte dann, wenn es erwachsen wäre, in ihren Hofstaat kommen und hier ein Schau- und Paradestück sein.

Als sich das junge Fürstenpaar für einige Zeit von Regensburg nach Isareck zu Besuch begab, wurden die zwei schwarzen Sklavinnen und das Mohrenkind dorthin mitgenommen. Gerade darüber aber kam es zu einem Mißverständnis, das zu üblen Formen ausartete. Fürst Hieronymus ließ sich seiner Frau gegenüber in Schimpf- und Schmähworten bis zur Grenze des Möglichen gehen, worauf diese, über eine solche Behandlung zum höchsten empört, mit Postpferden zu ihrem Vater nach Regensburg zurückflüchtete. Nur die beschwörendsten Bitten und die feierlichsten Versprechungen des ihr in Angst nachgeeilten Mannes konnten sie bewegen, wieder mit ihm nach Isareck zu gehen.

Hierher, nach Isareck, kam auch Schatz. Beide, Fürst Hieronymus und Fürstin Sophie, hatten ihn eingeladen, ihnen in der Einsamkeit des entlegenen Jagdschlusses einige Wochen Gesellschaft zu leisten. Ließ es schon der Fürst trotz seiner gelegentlichen, überschäumenden Temperamentsausbrüche, wie etwa, daß er dem eben Angekommenen bei der stürmischen Umarmung alle Knöpfe an der Weste aufriß, nicht an zarteren und rücksichtsvolleren Freundschaftsbezeugungen fehlen, die manches Größere wieder gutmachen sollten, die Fürstin überhäufte den Augsburger Gast und nun auch ihren Geschäftsträger mit Beweisen von „Huld und Gnade“. Sie versicherte ihm und allen, die es hören wollten, immer wieder, wie sehr „das schöne Sinngedicht“ zu ihrer Vermählung sie entzückt und ergriffen hätte und wie sie dieses Geschenk dem Schenker nie vergessen würde. Sie war es auch, die stets darauf sah, daß er an jeder Spazierfahrt, jeder Jagdpartie und jeder sonstigen Lustbarkeit teilnehmen konnte. Auch der im Kabinett der Fürstin stattfindenden abendlichen Spielrunde, die an 18 bis 20 Personen umfaßte und meist bis gegen Mitternacht dauerte, wurde der form- und sprachgewandte Mann regelmäßig beigezogen. Hier war er schon darum gerne gesehen, weil zwar die dabei anwesenden Deutschen und Franzosen sich untereinander in ihren Sprachen unterhalten konnten, nicht immer aber auch die Polen. Sie verstanden meist außer Polnisch nur Latein, und da mußte der lateinkundige Humanistenschüler Schatz bei den lateinkundigen Jesuitenschülern aus Polen vermittelnd dolmetschen. So fühlte er sich in Isareck „an diesem halb Radziwillischen und halb Taxisschen Hofe“ überaus wohl. Er genoß hier, wie er sich dessen noch viele Jahre später voll Stolz rühmte, „von den gesamten Anwesenden alle nur ersinnliche Ehre und Freundschaft“.

Noch ein zweitesmal kam Schatz nach Isareck. Da war er eben von seiner dritten Frau Anna Eva geschieden worden, hatte Augsburg hinter sich gelassen und befand sich am Wege, bei den Fürsten Radziwill die Enthebung vom Amt und Dienst eines „Radziwillischen Geschäftsträgers in Deutschland“ einzuholen. Das war Ende April des Jahres 1777. Damals rüsteten auch die Fürsten schon zum Aufbruch, zur Abreise aus Deutschland, zur Rückkehr nach Polen-Litauen.

Die beiden Mohrinnen und die kleine Mohrin blieben nicht zurück. Schatz wurde gebeten und er erfüllte diese Bitte gerne, die drei Schwarzen, die im Radziwillischen Troß reisten, bis nach Wien, wohin auch er ging, besonders scharf im Auge zu behalten. Doch war alle Aufsicht umsonst. Bei der Fahrt durch München gelang es einem Mohrenkammerdiener, die jüngere der beiden Sklavinnen zu entführen. Das war darum leicht, weil sie, eine frühere Bekannte des Dieners, sich von ihm entführen lassen wollte. Sie verschwand spurlos.

Die andere und ihr Kind zogen von Wien aus in einem stark-gesicherten Geleitzug weiter nach Norden. Sie erreichten die Radziwillische Residenz in Litauen und damit ihr Ziel.

Die Kaiserstadt erfüllte die hohen Erwartungen, mit denen Schatz dorthin gekommen war, vollauf. Es waren acht in seinem Sinn erfolgreiche Jahre. Den Französischunterricht, mit dem er wieder begonnen hatte, gab er auf, als er das günstige Angebot erhielt, im Löwenburgischen Kolleg für 120 Jungadelige Italienisch vorzutragen, aber nicht als Privatlehrer, sondern in amtlicher Stellung. Er bekam dafür ein gutes Jahresgehalt und genoß noch täglich in der Gesellschaft seiner Zöglinge eine reichliche Mittagstafel. Überdies brachte ihm die Berichterstattung für einige deutsche Zeitungen im Reich, besonders für die zwei Zeitungen in Augsburg, noch ein beachtliches Nebeneinkommen. Daß er über „keinen Mangel“ zu klagen hatte, sagte er selbst.

Woran ihm aber am meisten lag und worin er geradezu die Erfüllung seines Lebenswunsches sah, war, daß es ihm gelang, die Aufmerksamkeit der Wiener Hofkreise auf sich zu lenken, ja, seinen Namen vor der Kaiserin Maria Theresia einigemale genannt und von ihr anerkannt zu wissen. Daß sich damit fast immer auch eine Auszeichnung in Gold verband, war ihm, nach seinen Worten wenigstens, nicht die Hauptsache. Die Ehre stand voran.

So hatte er für ein Glückwunschgedicht, das er zu Neujahr 1777/78 durch den Hofsekretär von Pisteritz der Herrscherin unterbreiten durfte und das ihr besonderes Wohlgefallen fand, von der sonst nicht verschwenderisch Freigebigen die Summe von 30 Dukaten erhalten. Josef II. war da viel sparsamer. Er entlohnte eine in italienischer Sprache verfaßte politische Schrift,

darin Schatz die im Bayerischen Erbfolgestreit erhobenen Ansprüche Österreichs gegen den Preußenkönig Friedrich II. mit Nachdruck verfocht, nur mit einer goldenen Denkmünze im Wert von 10 Dukaten. Der Unterschied war deutlich. Dort gab die Kaiserin, hier der Kaiser. Daß ein an den zweiten Sohn der Kaiserin, den Großherzog von Toskana Leopold II., überreichtes italienisches Reimgedicht ohne Antwort blieb, mochte ein Zufall sein. Dafür entschädigte ein Vertrauter des Großherzogs, der in Wien lebende Marquis von Spinola, dem das gleiche Gedicht übermittelt wurde, den Spender mit der Gegengabe von 24 Dukaten.

Die Verbindung mit den polnischen Magnaten hielt Schatz auch in Wien und von Wien aus aufrecht. Die geschiedene Fürstin Radziwill, die hier lebte, gewährte ihm in offener Gesellschaft Zutritt in ihr Palais. Und wenn auch deren Bruder, der polnische Großfeldherr Severin Graf Rzewuski, seiner Schwester wenig Ehre erwies, ihm, dem ehemaligen Sachwalter der Konföderierten Polen, versagte er seine Achtung nicht. Er beantwortete einen formellen Besuch damit, daß er seinen Flügeladjutanten ins Quartier von Schatz schickte und diesem 10 Dukaten überbringen ließ „als ein kleines Merkzeichen seiner Erkenntlichkeit für im letztern polnischen Krieg seinen Herren Landsleuten geleisteten mannigfaltigen guten Dienste“.

Für die Familie Radziwill kam von Zeit zu Zeit Fürst Hieronymus, meist begleitet von seiner Frau, nach Wien und erledigte hier zusammen mit Schatz die für die litauischen Besitzungen laufenden Geschäfte. Dabei ergaben sich oft auch längere Unterredungen mit dem russischen Botschafter. War alles abgewickelt, kehrten der Fürst und die Fürstin wieder in ihre Residenz nach Litauen zurück, nie, ohne daß sie sich bei Schatz in freundlichster Form verabschiedet und für seine Mitarbeit bedankt hätten. Das geschah immer in gewohnter Weise auch mit Geld, und mit nicht wenig.

Zu Anfang des Jahres 1781 erfuhr die Öffentlichkeit erst als Gerücht, dann bald darauf als Tatsache, daß die junge Fürstin neuerdings, wie schon einmal vor Jahren knapp nach der Hochzeit, ihrem Gemahl entflohen wäre, diesmal aus Litauen und auch diesmal, wie es hieß, wieder „wegen allerlei entstandener Miß-

helligkeiten“, verschuldet von seiten ihres Gemahls. Näheres hörte man nicht. Nur soviel wurde bekannt, daß der Fürst mit einigen Offizieren der Hals über Kopf davonjagenden ehebaldigst nachgesetzt wäre, sie aber, die ihre besten Pferde vorgespannt hatte und diese noch rücksichtslos antreiben ließ, nicht mehr einzuholen vermochte. So gelang der Fürstin die Flucht, auch jetzt wieder nach Regensburg zu ihrem Vater Fürst Thurn und Taxis. Nur gab es diesmal keine Rückkehr mehr. Sie lehnte jede Anforderung dazu ab, blieb in Regensburg.

Schatz, der sich noch immer als eine Art „Fürstlich Radziwillischer Geschäftsträger“ fühlte und besonders seine Anhänglichkeit an die junge Fürstin betonte, hielt auch weiterhin zu ihr. Doch wurde er den beiden Fürsten gegenüber in keiner Weise ausfällig. Er klagte nicht an. Er stellte nur die Wahrheit fest. Daß diese gegen sie beide sprach, lag an ihnen. Er schloß das Kapitel über die Radziwill mit Worten des Bedauerns ab: „Fürwahr, ein seltsames Schicksal dieser beiden polnischen Brüder, davon der ältere seine Ehegемahlin mutwilligerweise verfolgt, verstoßen und verjagt, der jüngere hingegen die seinige durch ihre selbst-unternommene Flucht auf ewig von der Seite verloren hat!“

Im Sommer des Jahres 1785 kehrte Schatz nach Augsburg zurück. Fast gleichzeitig traf hier, von seinen Gütern aus Litauen kommend, der Großfeldherr Graf Rzewuski mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von 12 Personen ein. Die Reise war eilig, sollte schon am zweiten Tage nach der Ankunft wieder fortgesetzt werden. Es ging nach Paris, wo sich die Gräfin beim Leibarzt des Königs wegen eines schweren Leidens untersuchen und womöglich auch behandeln lassen wollte. Daß die Gesellschaft im Gasthof „Goldene Traube“ statt in „Drei Mohren“ Quartier genommen hatte, erwies sich als ein Mißgriff. Der Wirt war unfreundlich. Nur durch das Eingreifen von Schatz ließ sich einiges mildern. So wurde erreicht, daß für die schwächliche Patientin zum Essen statt einer Schüssel Sauerkraut und Schweinefleisch ein guter Milchkaffee auf den Tisch kam. Der Graf und die Gräfin dankten es ihm nicht nur mit Worten.

Schatz bewahrte dieser Begegnung stets ein wehmütiges Andenken. Er hätte gewünscht, sie wäre anders verlaufen, als sie

verlief, freundlicher, liebenswürdiger, gewinnender: „Und dieses war also auch der letzte polnische Fürst gewesen, dessen Großmut und Freigebigkeit ich mich zu rühmen hatte, indem von selbiger Zeit an keiner mehr bei seiner Durchreise in Augsburg zu sehen war“.

Von da an tauchte auch der Name Polen oder polnisch in den Memoiren nicht mehr auf. Das Leben von Schatz dauerte zwar noch einige Jahre. Er nahm aber weder den französischen noch den italienischen Sprachunterricht wieder auf, schrieb auch keine Zeitung mehr, keine französische und keine deutsche, sondern übte nur das Notariatsgeschäft noch gelegentlich aus. Das Bild der Vergangenheit, wie es ihm vorschwebte, änderte sich rasch und gründlich. Die Französische Revolution zerstörte es völlig. Ein Abglanz der alten Zeit schimmerte noch einmal durch, als auf der Rückreise aus Frankfurt der neugekrönte junge Kaiser Franz II., der letzte Deutsche Kaiser des alten Reiches, am 24. Juli 1792 nach Augsburg kam und dem Herkommen gemäß im Kaiserquartier „Drei Mohren“ abstieg. Schatz hatte es sich nicht nehmen lassen und ein Glückwunschgedicht, „ein schönes Glückwunschgedicht“, wie er es selber lobte, überreicht und dafür vom kaiserlichen Schatzmeister ein Geschenk von 14 Dukaten erhalten. Es war für ihn der letzte Gruß aus einer versinkenden Welt.

Vier Jahre später, im Sommer 1796, brachen die französischen Revolutionsheere tief nach Mittel- und Süddeutschland ein und besetzten auch Augsburg. „O Gott, gib baldigst Frieden!“, flehte der Siebzigjährige. Mit dieser Bitte schloß er sein Erinnerungsbuch ab.

Am 29. März 1804 starb er.